

KIM NINA
OCKER

Eliza
will

Fahrrad
LESEPROBE
fahren

ROMAN

FOREVER 



Die Autorin

Kim Nina Ocker, aufgewachsen im beschaulichen Büren in Nordrhein-Westfalen, zeigt schon früh ein großes Interesse am Schreiben. Ihr erstes literarisches Meisterwerk bestand aus einer beinahe wortgetreuen Abschrift von Magdalen Nabbs *Zauberpferd*, bei der sie lediglich die Protagonistin in *Kim* umbenannte. Leider war

die Welt noch nicht bereit für diese Sternstunde der Kreativität, und so musste der große schriftstellerische Durchbruch noch ein wenig warten. Letztendlich schaffte Cornelia Funke den Durchbruch und holte sie ganz und gar in die Welt der Buchstaben. Heute lebt sie zusammen mit ihrer Familie in Wennigsen.

Das Buch

Ihre Großmutter Eliza ist Harlows großes Vorbild und Stütze im Leben. Die etwas verrückte, lebenslustige Frau hat sie mitgroßgezogen, hat ihr schon als kleines Kind von ihren Abenteuern erzählt und ist überhaupt der positivste Mensch, den Harlow kennt. Genau deswegen trifft es sie auch so hart, als Eliza einen Schlaganfall erleidet. Beim Durchstöbern von Elizas Zimmer findet Harlow eine uralte Bucket-List, die Eliza vor Jahren angefertigt hat. Über sich selbst erstaunt, sitzt Harlow kurze Zeit später im Flugzeug Richtung USA, um zu Ende zu bringen, was Eliza nicht mehr schaffen kann. Und während sie versucht sich die Haare lila zu färben und eine Theke, auf der sie tanzen kann, zu finden, findet sie ganz nebenbei Jesse. Es funkt gewaltig zwischen den beiden, doch dann verschlech-

tert sich Elizas Zustand und Harlow steht vor der schwierigsten Entscheidung ihres Lebens ...

Von Kim Nina Ocker sind bei Forever erschienen:

Dark Smile - Lächle, Mona Lisa

Rise - Die Ankündigung

Rise - Die Verstoßenen

Eliza will Fahrrad fahren

Kim Nina Ocker

Eliza will Fahrrad fahren

Roman



Forever by Ullstein
forever.ullstein.de

Originalausgabe bei Forever
Forever ist ein Digitalverlag der Ullstein Buchverlage GmbH,
Berlin
Januar 2017 (1)

© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2017
Umschlaggestaltung: zero-media.net, München
Titelabbildung: © FinePic®
Autorenfoto: © privat
ISBN 978-3-95818-161-8

Hinweis zu Urheberrechten

Sämtliche Inhalte dieses E-Books sind urheberrechtlich geschützt. Der Käufer erwirbt lediglich eine Lizenz für den persönlichen Gebrauch auf eigenen Endgeräten. Urheberrechtsverstöße schaden den Autoren und ihren Werken, deshalb ist die Weiterverbreitung, Vervielfältigung oder öffentliche Wiedergabe ausdrücklich untersagt und kann zivil- und/oder strafrechtliche Folgen haben.

In diesem E-Book befinden sich Verlinkungen zu Webseiten Dritter. Bitte haben Sie Verständnis dafür, dass sich die Ullstein Buchverlage GmbH die Inhalte Dritter nicht zu eigen macht, für die Inhalte nicht verantwortlich ist und keine Haftung übernimmt.

Für meinen größten Fan: meine Oma.

*Danke für deine Erinnerungen,
die dieses Buch so lebendig gemacht haben.*

KAPITEL 1 - UNTERNIMM ALLEINE EINE REISE



Das hier war zweifelsfrei das Dämlichste, was ich je getan hatte!

Die Stewardess schob ratternd einen dieser Snackwagen an mir vorbei und warf mir zum gefühlt tausendsten Mal einen fragenden Blick zu, den ich mit einem stummen Kopfschütteln quittierte. Seit mittlerweile neun Stunden war ich in dieser Maschine eingesperrt und rechnete immer noch jede Minute damit, dass ein Triebwerk Feuer fing oder mein freundlicher Sitznachbar Brian sich als Irrer herausstellte. Die Tatsache, dass die Maschine aus Hannover völlig unbeschadet in Amsterdam gelandet war, hatte meine Panik zwar ein wenig gemildert, trotzdem lauerte ein Rest davon noch in meinem Unterbewusstsein und ich bereitete mich darauf vor, bei der kleinsten Unregelmäßigkeit schreiend vom Sitz aufzuspringen.

Als ich mich vor gut fünfzehn Stunden am Flughafen von meiner Mutter verabschiedet hatte, hatte ich mich stark und selbstbewusst gegeben. Als wäre ich mir meines Vorhabens absolut sicher und würde nicht im Traum damit rechnen, dass diese Sache möglicherweise einen Haken haben könnte. Jetzt, geschätzte zwölftausend Meter über dem sicheren Boden, wünschte ich mir, ich hätte vorher darüber nachgedacht, wie ich den Atlantik genau würde überqueren müssen. Das Adrenalin, das in den letzten Tagen durch meine Adern geschossen war, während ich diese Reise geplant hatte, nahm

allmählich wieder ab und machte der Erkenntnis Platz, dass ich ganz offensichtlich den Verstand verloren hatte. Wie sonst hatte es passieren können, dass ich kaum drei Wochen nach meiner letzten Klausur in einem Flugzeug nach Seattle saß, nur um den verquerten Traumschlössern meiner Großmutter nachzujagen? Lebensvorstellungen, die sie vor Jahrzehnten auf ein Blatt Papier gekritzelt hatte und die nun anscheinend in den nächsten Wochen mein Leben bestimmen sollten. Beziehungsweise meinen Tod bedeuteten, sollte dieser Vogel vom Himmel fallen.

Ich vergrub das Gesicht in den Händen und schloss die Augen. Bisher hatte ich nicht eine Minute schlafen können und ich bezweifelte, dass ich jetzt die Ruhe dafür finden könnte. Meine Gedanken drehten sich unaufhörlich um die Landung in Seattle. Dass ich bislang lediglich drei Nächte in einem Hostel gebucht und für danach quasi noch gar keine Pläne gemacht hatte, machte mich nervös. ›Riskier was!‹, hatte meine Großmutter gesagt. ›Hör auf zu planen. Lass das Leben entscheiden!‹. Wenn sie nicht so schwach gewesen wäre und nicht verkabelt in einem Krankenhausbett gelegen hätte, hätte ich gelacht und sie gefragt, von welcher Glückskeksbotschaft sie diese Phrasen abgeschrieben hätte. Aber so, wie die Dinge im Moment standen, hatte ich mich von ihren Überzeugungsversuchen einlullen lassen und tatsächlich einen Flug von Hannover nach Seattle gebucht.

Ich musste nicht bei Trost gewesen sein.

Ich warf Brian einen verstohlenen Blick zu. Nein, er machte nicht den Eindruck, als wollte er im nächsten Moment das Flugzeug entführen. Tatsächlich hatte er sich bislang als überaus nützlich erwiesen. Erst hatte er mich beim Start der Maschine sehr freundlich darauf hingewiesen, dass ich meinen iPod ausschalten müsste. Anscheinend beeinträchtigen derartige Geräte selbst im einundzwanzigsten Jahrhundert

noch die Elektronik des Flugzeuges. Sofort waren in meinem Kopf Bilder von brennenden Wrackteilen und umhertorkelnden Passagieren aufgetaucht. Dann hatte er mir beim Ausfüllen der Zolldokumente geholfen, was mich vermutlich davor bewahrt hatte, sofort nach der Ankunft wieder nach Deutschland zurückgeschickt zu werden. Es war nicht so, dass ich Probleme mit der englischen Sprache hatte. Doch die Nervosität und die Flugangst hatten dazu geführt, dass die Buchstaben auf dem Formular vor meinen Augen verschwammen, und als Brian mein Zögern bemerkt hatte, war er mir sofort zur Hilfe gekommen. Alles in allem hatte er mir quasi das Leben gerettet.

Die Stewardess schlenderte erneut an mir vorbei und warf mir einen derart auffordernden Blick zu, dass ich ergeben ein Wasser bestellte, nur um sie glücklich zu machen. Sie strahlte wie die Frauen in einer Zahnpasta-Werbung, als sie mir die Flasche reichte. Sie war offensichtlich leicht zufriedenzustellen.

Mein Blick streifte die Menschen in den Sitzreihen vor mir und blieb an einer älteren Dame mit Hut hängen. Er war geradezu lächerlich extravagant und erinnerte mich schmerzlich an meine Großmutter. Eliza war – sowohl in modischer Hinsicht als auch was ihre Persönlichkeit anging – der ausgefallenste Mensch, den ich kannte. Selbst wenn ich meine Gedanken zur Ordnung rufen wollte, wanderten sie offensichtlich automatisch in unbequeme Gebiete. Zu dunklen, schmerzlichen Orten, die nicht mehr an die lebenslustige Frau erinnerten, die Eliza immer gewesen war.

Es war zwei Wochen nach meinem dreiundzwanzigsten Geburtstag gewesen, als meine Mutter mich in der Uni angerufen und mir erklärt hatte, dass Eliza ins Krankenhaus eingeliefert worden war. Auch wenn dieser Tag inzwischen Wochen zurücklag, konnte ich immer noch die Eiseskälte

spüren, die sich in meinen Eingeweiden ausgebreitet hatte. Ich hatte mitten auf dem Gang innegehalten und mich von meinen Kommilitonen anrempeln lassen. Ich stand einfach nur da und konnte nicht fassen, dass die Welt sich weiterdrehte. Meine Großmutter war der Fixpunkt in meinem Leben gewesen. Lächelnd war sie mit mir durch all meine kleinen und großen Teenager-Dramen gegangen und war immer an meiner Seite gewesen. Dass ihr etwas passieren könnte, hatte meine Vorstellungskraft bisher überstiegen. Ohne einem meiner Freunde Bescheid zu sagen, war ich in mein Auto gestiegen und ins Krankenhaus gefahren. Heute konnte ich mich nicht mehr an die Fahrt dahin erinnern oder ob ich die Schwestern nach dem Weg zu ihrem Zimmer gefragt hatte. Das Einzige, was sich immer noch deutlich in meinen Erinnerungen abzeichnete, war die Angst. Die Angst, dass das Leben ein wenig farbloser wurde, würde ich Eliza verlieren. Und für einen Augenblick hatte diese Angst mich völlig gelähmt: in dem Moment, als ich sie gesehen hatte. Verkabelt und mit Schläuchen ans Bett gefesselt. Ihre sonst so rosige Haut war fahl und tiefe Augenringe hatten sich in ihr Gesicht gegraben. Wenn die Ärzte mir nicht eindringlich versichert hätten, dass vorerst keine Lebensgefahr bestünde, hätte ich geglaubt, sie wäre tot. Es war dieses Bild, das mich seitdem Nacht für Nacht in meinen Träumen heimsuchte und das ich vor mir sah, wann immer ich an die letzten Monate dachte.

Ich riss mich aus meinen düsteren Gedanken und griff mit zitternden Fingern nach meinem Wasser, um nicht mitten im Flieger in Tränen auszubrechen. Wie ein Mantra sagte ich mir immer und immer wieder, dass ich an der Situation nichts mehr ändern könnte. Dass wir eine Möglichkeit finden würden, das Leben mit all seinen schillernden Farben wiederaufzunehmen. Vielleicht war dieser hirnrissige Flug der erste

Schritt, vielleicht auch nicht. Aber immerhin war es besser, als zu Hause zu sitzen und die Zimmerdecke anzustarren.

Zumindest war es das, wovon ich mich zu überzeugen versuchte.

Eine knappe Stunde später ertönte durch die Lautsprecher die Ankündigung, dass wir in Kürze landen würden. Ich atmete erleichtert aus. Die letzten zwanzig Minuten hatte ich kurz vor einer Panikattacke gestanden, weil wir wegen eines Gewitters zunächst keine Landeerlaubnis bekommen hatten. Die Vorstellung, bald wieder festen Boden unter den Füßen zu haben, trieb mir beinahe die Tränen in die Augen.

Ich nahm mein Notizbuch von dem Klapptisch vor mir und warf einen Blick auf Elizas Liste, die seit Wochen zwischen den Seiten steckte. Die Liste, wegen der ich in diesem Flugzeug saß und weiche Knie bekam, wenn ich an die nächsten Wochen dachte. Es war ein alter kariertes Zettel, auf dem vierunddreißig Aufgaben aufgeschrieben waren, eine haarsträubender als die nächste. Ich nahm an, dass Eliza ihn einst aus einem kleinen Ringbuch herausgerissen hatte. Er war unscheinbar, als hätte meine Großmutter ihm damals wenig Bedeutung beigemessen. In der Mitte, wo das Papier unzählige Male geknickt worden war, zerfledderte es schon etwas. Tatsächlich fürchtete ich, dass es jeden Moment auseinanderfallen würde, weshalb ich die Liste sorgfältig in meinem Notizbuch aufbewahrte. Sieben der Punkte waren bereits durchgestrichen, wobei ich mich ernsthaft fragte, ob meine Großmutter diese Aufgaben wirklich absolviert hatte. Es fiel mir ein wenig schwer, mir vorzustellen, dass sie tatsächlich auf einem Vogel Strauß geritten und rückwärts einen Marathon gelaufen war. Ihren Angaben zufolge hatte sie außerdem ein goldenes Willy-Wonka-Ticket gefunden, Glühwürmchen gefangen, eine Rollschuhbahn besucht, Elvis Presley berührt und war in einem Panzer gefahren. Aber auch wenn ich nicht

wusste, wie genau sie das alles angestellt hatte, passte es zu ihr. In meinem Kopf stand sie mit wehenden Haaren und Halstuch in der Dachluke des Panzers und schrie sich die Seele aus dem Leib. In einem Krieg hätte sie den Gegner vermutlich allein mit ihrem Stimmvolumen zur Kapitulation gebracht.

Vor ihrer Pensionierung hatte sie als stellvertretende Geschäftsleiterin in einem Hotel gearbeitet, danach ehrenamtlich in wohltätigen Institutionen ausgeholfen. Meine Mutter und ich hatten uns oft darüber lustig gemacht, dass sie ihre Angestellten vermutlich hin und her gescheucht hatte. Ich liebte meine Großmutter, doch ich hätte nicht für sie arbeiten wollen.

Eine halbe Stunde später verließ ich zusammen mit den anderen Passagieren die Zollkontrolle und betrat die Gepäckhalle. Ich entdeckte meinen Rucksack auf dem Ausgabeband und hastete los, um ihn noch zu erwischen, bevor er wieder außer Reichweite war. Dann stand ich da, in der einen Hand meinen Rucksack, in der anderen mein Notizbuch mit der Adresse des Hostels.

Ich war angekommen. Allein in Seattle, mit nicht viel mehr als einer aberwitzigen Bucket List meiner sterbenskranken Großmutter. Mein Drehbuch für die nächsten Wochen.

Mit einem missmutigen Blick reichte ich dem Taxifahrer das Geld durch das Fenster in der Trennwand. Es war gerade mal eine halbstündige Fahrt gewesen, doch der Mann verlangte beinahe ein Drittel meines Wochenbudgets. Wenn das so weiterging, würde ich diese sinnlose Mission abbrechen müssen, noch bevor sie überhaupt angefangen hatte.

Ich stieg aus dem Taxi und blieb einen Moment auf dem Gehweg stehen, um das Hostel zu betrachten. Tatsächlich war es um einiges heruntergekommen, als es auf der Internetseite den Anschein gemacht hatte, was mich aber nicht groß-

artig wunderte. Da es sich in Downtown befand und nahezu erschwinglich war, wollte ich mich nicht beschweren. Im Licht der Straßenlaternen erkannte ich eine gelbe Fassade und dunkle Fensterläden, die im Tageslicht vermutlich rot leuchteten. Auch wenn es bereits dunkel war und ich auf meiner Fahrt hierher kaum etwas von Seattle gesehen hatte, passte es irgendwie zu meiner Vorstellung von dieser Stadt.

Ich atmete tief ein, griff meinen Rucksack und schritt durch die Drehtür. Sofort empfing mich ein lärmendes Treiben, das vermutlich von der Gruppe Schüler herrührte, die sich in den Sesseln in der Ecke lümmelten und sich wie wild auf Italienisch anschrien. Die Zwerge waren vermutlich kaum sechzehn, weshalb ich mir mit meinen dreiundzwanzig Jahren auf einmal furchtbar alt vorkam.

Ich straffte die Schultern und bahnte mir meinen Weg durch die kleine Eingangshalle, die in ähnlichen Farben gehalten war wie die Außenfassade. Die Wände waren über und über mit Fotos und Zeichnungen der Stadt bedeckt und in der linken Ecke stand ein Sessel, auf der anderen Seite eine Couch mit Beistelltisch, der beinahe zusammenbrach unter dem Gewicht verschiedener Prospekte. Ich war bisher noch nicht viel gereist, aber genauso hatte ich mir ein Hostel vorgestellt.

Hinter dem kleinen Empfangstresen saß ein Kerl, der mir allerdings den Rücken zuwandte. So sah ich lediglich breite Schultern und lange braune Haare, die er zu einem unordentlichen Knoten am Hinterkopf zusammengebunden hatte. Durch den Kragen seines T-Shirts und auf seinen Oberarmen konnte ich die Ausläufer mehrerer Tattoos erkennen.

Hoffentlich war ich nicht aus Versehen in einem Gang-Hauptquartier gelandet und wurde jetzt Mitglied oder so etwas in der Art.

Ich räusperte mich und der Typ drehte sich mit einem überraschend freundlichen Lächeln zu mir um. »Hey, will-

kommen«, begrüßte er mich auf Englisch. »Kann ich dir helfen?«

»Äh«, sagte ich geistreich, »ich habe eine Reservierung.«

»Auf welchen Namen?«

Ich kramte meinen Personalausweis aus meiner Handtasche und legte ihn zusammen mit meiner Reservierungsbestätigung auf den Tresen. »Harlow Ihlenfeld.«

Der Mann warf einen Blick auf meinen Ausweis und zog überrascht die Augenbrauen zusammen. »Siehe da, eine von uns«, sagte er auf Deutsch. »Du hast fast keinen Akzent.« Er runzelte die Stirn, blieb aber freundlich. »Und einen englischen Namen.«

»Meine Großmutter hat einen Amerikafimmel und meine Mutter hat sie bei der Namenssuche aus irgendeinem Grund nach ihrer Meinung gefragt«, erklärte ich müde und nahm meine Papiere wieder entgegen. Vermutlich hätte ich mich unter normalen Umständen nach seiner Herkunft erkundigt oder nach seiner eigenen Geschichte gefragt. Doch im Moment wollte ich einfach nur noch ins Bett. Am liebsten mit einer Flasche Wein. » Und ich muss mit ihr Filme immer im Original angucken.«

»Ah ja«, erwiderte er, immer noch freundlich, was mich mehr und mehr verwirrte. Wenn ich mir sein zerschlissenes Shirt, die langen Haare, das Tattoo und den Dreitagebart ansah, kam er mir eher wie jemand vor, der zu cool war, um sich mit anderen Leuten abzugeben. Hallo, Vorurteile!

»Dein Zimmer ist im dritten Stock, die Fahrstühle sind leider kaputt, aber wenn du Hilfe mit dem Gepäck brauchst, sag einfach Bescheid«, erklärte er und deutete auf die Ecke, hinter der sich vermutlich die Treppen befanden. »Du bist in einem Fünfbettzimmer, aber in den nächsten Nächten ist bisher nur ein weiteres Bett belegt. Such dir einfach ein freies aus.«

Ich nickte die einzelnen Informationen ab und führte innerlich einen kleinen Stepptanz auf, weil ich die Nacht nicht in einem vollen Mehrbettzimmer würde verbringen müssen. Für ein Einzelzimmer hatte das Budget nicht gereicht, aber ehrlich gesagt war ich nicht gerade der Typ, der an neuen Orten sofort einen Haufen neuer Freunde um sich scharte. Außerdem war ich inzwischen seit knapp zwanzig Stunden unterwegs und brauchte dringend ein wenig Ruhe. Und eine Dusche.

Müde lächelnd bedankte ich mich bei dem Kerl hinter dem Empfangstresen. Der zwinkerte mir zu und wünschte mir eine gute Nacht, was ich mit einem Nicken honorierte. Ich mobilisierte meine letzten Kraftreserven und hievte mein Gepäck und meinen erschöpften Körper die Treppe hoch. Die Flure waren dunkel, aber überraschend modern, mit abstrakter Kunst an der Wand und gradlinigen Mustern auf den Teppichen. Vermutlich sollte ich meinen ersten Tag in den Vereinigten Staaten von Amerika ein wenig mehr zelebrieren, doch in diesem Augenblick war ich weit entfernt von Euphorie. Hätte ich einen Wunsch frei gehabt, hätte ich mich sofort wieder zurück in mein Bett nach Hannover gewünscht.

Ich erreichte eine dunkelrote Tür, auf der in goldenen Ziffern meine Zimmernummer stand, und schloss auf. Der Raum war vollkommen dunkel. Leise stellte ich meinen Rucksack ab und zog mein Handy aus der Hosentasche, um ein wenig Licht zu machen. Als ich feststellte, dass alle fünf Betten leer waren, entfuhr mir ein erleichtertes Stöhnen. Wer auch immer noch in diesem Zimmer schlief, war anscheinend gerade unterwegs und bewahrte mich so vor einem Austausch an Höflichkeiten.

Ich griff nach meiner Tasche, warf sie auf eines der freien Betten und ließ mich ebenfalls darauf fallen. Einen Augenblick lang sah ich mir mein Quartier für die nächsten drei Tage an.

Es war wirklich hübsch. Zumindest hübscher, als ich es bei diesem Preis erwartet hatte. Fünf schmale Betten an drei Wänden verteilt, die Gott sei Dank in schlichtem Weiß gehalten waren. In der Mitte des Raumes stand ein runder Tisch, der aussah, als sei er aus alten Weinkisten zusammengezimmert worden. Um ihn herum waren einige verschiedenfarbige Metallstühle drapiert. Ich pfiff anerkennend durch die Zähne. In einer Ecke stand sogar eine Zimmerpflanze!

Müde griff ich nach meinem Rucksack und öffnete den Reißverschluss. Ich plante immer genau, was ich tat, deswegen hatte sich das Packen zu einer Art Tetris-Spiel entwickelt. Ich hatte mir einen genauen Plan gemacht, was ich wann nach meiner Ankunft brauchen würde und welche Teile dementsprechend weit oben liegen mussten. Meine Mutter hatte sich über mich lustig gemacht, obwohl ich diesen Ordnungsfimmel vermutlich von ihr geerbt hatte. Doch als ich jetzt den Rucksack öffnete und sofort meine Kulturtasche und ein Handtuch zum Vorschein kamen, war ich drauf und dran, mich selbst zu umarmen.

Als ich beides herausnahm, fiel mein Blick auf die Polaroidkamera, die ich vor wenigen Wochen auf dem Dachboden zwischen Elizas alten Sachen gefunden hatte.

Seufzend zog ich sie heraus und strich mit den Fingern darüber. Eliza liebte Fotos, schon immer. Zugegeben, vor allem dann, wenn sie selbst darauf zu sehen war. Ich stand auf und lief zu dem einzigen Fenster hinüber, das überraschenderweise einen beeindruckenden Ausblick auf das nächtliche Seattle bot. Die Space Needle war in der Ferne zu erkennen. Ich positionierte mich vor dem Fenster, zwang mir ein vermutlich sehr unecht aussehendes Lächeln aufs Gesicht und schoss ein prähistorisches Selfie. Als der Fotoapparat klickte und das Bild anschließend mit einem lauten Surren aus dem Schlitz ge-

schoben wurde, nahm ich es entgegen, ohne einen Blick darauf zu werfen.

Ich war allein auf einem fremden Kontinent – Punkt eins war also erledigt.

Yeeha!

KAPITEL 2 - FÄRBE DEINE HAARE LILA



»Fuck, verdammte Scheiße!«

Grelles Licht erleuchtete das Zimmer und riss mich derart unsanft aus dem Schlaf, dass für einen Moment die Vorstellung eines Flugzeugabsturzes wieder in meinem Kopf auftauchte. Verwirrt setzte ich mich auf und wollte mich nach der Quelle des plötzlich aufgetretenen Lärms umsehen, doch meine Augen hatten sich noch nicht an das Licht gewöhnt und ich kniff sie schnell wieder zu. Ich wartete ein paar Sekunden und versuchte es erneut.

Dieses Mal erblickte ich eine junge Frau, die sich mit einer Hand auf einer Stuhllehne abstützte, während sie sich mit der anderen laut fluchend das Knie rieb. Als erstes fielen mir die schulterlangen blonden Haare und beeindruckend lange Beine auf.

Ich wartete ein paar Sekunden darauf, dass sie mich entdeckte. Als sie jedoch keine Anstalten machte, sich zu mir umzudrehen, räusperte ich mich kurz.

Das wirkte. Sie schrie hell auf und wirbelte herum, wobei sie erneut mit einem Körperteil an den Tisch stieß und zu schimpfen anfang. »Heiliger Kuhmist!«, rief sie, konzentrierte sich dann aber augenscheinlich wieder auf mich. »Sorry, ich wusste nicht, dass noch jemand hier ist.«

Ich zuckte mit den Schultern und fuhr mir mit der Hand durch die Haare. Wenn ich ehrlich war, ich hatte mir kurz vorgestellt, die Glühbirne einfach mit ihrem Kopf zu zerschla-

gen. Doch vermutlich wäre das kein guter Start für unsere Kurzzeit-WG gewesen, also zwang ich meine übermüdeten Gesichtsmuskeln zu einem freundlichen Lächeln. »Kein Ding, wirklich.«

Sie grinste mich erleichtert an, was mich ein wenig milder stimmte. »Schlaf weiter, ich mach das Licht sofort wieder aus.«

»Alles gut, wirklich.«

Mit einem zerknirschten Blick kam sie zu meinem Bett und streckte mir die Hand entgegen. »Ich bin Eileen«, stellte sie sich vor. »Normalerweise bin ich höflicher, ich schwöre es!«

Ich schlug ein. »Harlow. Normalerweise sehe ich besser aus.«

Sie lachte und durchquerte den Raum, um sich im nächsten Moment auf ihr Bett fallen zu lassen. In voller Montur, versteht sich. »Ich komme gerade von dem merkwürdigsten Bewerbungsgespräch meines Lebens.«

Okay, offensichtlich hatte ich mich gerade zu früh gefreut, einem Small Talk entgangen zu sein. Ich sank demonstrativ zurück in mein Kissen, fand es dann aber doch unhöflich, nicht zu reagieren, und fragte nach. »Um diese Uhrzeit? Wofür hast du dich beworben?«

Mit einem Ächzen streckte sie die Beine in die Luft und kickte erst den einen, dann ihren anderen Schuh quer durchs Zimmer. »Als Bookerin, Baby!«

»Als was?«

Sie lachte. Vermutlich lachte sie das deutsche Landei aus. »Eine Bookerin! Die Göttinnen, die Bands und DJs in die Clubs holen und dafür mit Reichtum und Ehre überhäuft werden.«

Das klang ... wahnsinnig amerikanisch. Ich musterte ihre modisch zerrissene Strumpfhose unter dem knappen Jeanskleid und die Lederstiefelkappen, die jetzt verloren auf dem

Fußboden lagen. Auch wenn ich keine Ahnung von dieser Branche hatte, fand ich, dass sie da reinpasste.

»Und warum war es merkwürdig?«, hakte ich nach und unterdrückte ein Gähnen.

»Ich kam da an mit meinen Unterlagen, total seriös und so weiter, und wollte gerade mit einer Lobeshymne auf mich selbst loslegen, da schiebt der Typ mir einen Tequila unter die Nase«, erzählte sie und jetzt fiel mir auf, dass sie tatsächlich ein wenig undeutlich sprach. »Ich habe zwei Jahre in New York gelebt und bin da nie betrunken von einem Vorstellungsgespräch nach Hause gekommen. Öfter mal was Neues.«

Ich stimmte in ihr Lachen ein. Meine Gedanken wanderten unwillkürlich zu Eliza. Ich konnte mir durchaus vorstellen, dass eine solche Geschichte ganz nach ihrem Geschmack wäre. Wäre ich sturzbetrunken von einem Vorstellungsgespräch nach Hause gekommen, hätte sie sich vermutlich prächtig amüsiert.

Schnell schüttelte ich die Vorstellung ab und vergrub mich tiefer in meinem Kissen. »War er wenigstens auch betrunken?«, fragte ich Eileen.

Sie zwinkerte mir grinsend zu, was vermutlich ›Ja‹ bedeuten sollte. »Ich lass dich jetzt weiterschlafen. Tut mir echt leid, dass ich dich geweckt habe!«

»Mir auch«, sagte ich gähnend, lächelte sie aber an, um den Worten die Spitze zu nehmen. Eileen setzte sich auf und streckte sich nach dem Lichtschalter neben ihrem Bett.

Gerade als ich darüber nachdachte, ob sie tatsächlich in ihrem Kleid schlafen wollte, erlosch das Licht und mein erschöpftes Gehirn fiel zurück in einen traumlosen Schlaf.

Als ich am nächsten Morgen aufwachte, war das Bett mir gegenüber leer und von Eileen nichts zu sehen. Ich war völlig gerädert und von ausgeschlafen weit entfernt, trotzdem musste ich zugeben, dass ich ein wenig beeindruckt von meiner

neuen Mitbewohnerin war. Ich hatte erwartet, mich aus dem Zimmer schleichen zu müssen, um sie nicht aufzuwecken.

Ich richtete mich gähmend auf. Mein Blick fiel auf das Polaroid auf meinem Nachtschrank. Unwillkürlich musste ich grinsen. Ich sah wirklich scheiße aus. Tiefe Augenringe, zerzauste Haare, gezwungenes Lächeln – mein Aussehen entsprach so ziemlich dem, wie ich mich gefühlt hatte.

Stöhnend hievte ich mich aus dem Bett, griff nach meiner Kulturtasche und lief zu dem Waschbecken in unserem Zimmer, um mir die Zähne zu putzen. Während ich schrubbte, warf ich einen Blick auf mein Spiegelbild und musste zugeben, dass ich um einiges frischer wirkte als gestern. Meine Augen strahlten wieder blau statt grau und meine Haare glänzten im gewohnten Goldton. Trotzdem konnte ich nicht behaupten, dass diese Nacht etwas an meiner Einstellung geändert hatte. Während ich in Deutschland noch fest entschlossen gewesen war, stand ich nun kurz davor, das Ganze abzubrechen. Als hätte das Verlassen des Kontinents einen Schalter in meinem Gehirn umgelegt, wodurch ich mit einem Haufen Selbstzweifel überschüttet worden war. Ich fühlte mich nicht frei und abenteuerlustig.

Sobald ich mich einigermaßen frisch gemacht und mir die Haare zu einem unordentlichen Dutt geknotet hatte, setzte ich mich auf mein Bett und kramte das Notizbuch aus meiner Handtasche hervor. Ich blätterte das Buch durch, bis ich Elizas Liste gefunden hatte und zog sie heraus. Gestern Abend hatte ich einen weiteren Punkt abgehakt, womit jetzt acht Aufgaben erfüllt waren. Zugegeben, es war ein gutes Gefühl, einen Schritt vorangekommen zu sein. Auch wenn dieses Vorhaben meiner Oma wohl sehr viel bedeutete, hatte ich inzwischen begriffen, dass es aussichtslos war. Manche dieser Aufgaben waren schlicht absurd und Eliza konnte sie gar nicht ernst gemeint haben.

Als ich die Liste damals gefunden hatte, war ich mir sicher gewesen, dass sie lediglich ein geliebtes Andenken darstellte. Etwas, mit dem meine Großmutter bereits vor Jahrzehnten abgeschlossen, das sie vielleicht sogar vergessen hatte. Unfassbar, wie sehr ich mich geirrt hatte.

Ich saß zusammen mit meiner Mutter auf dem Dachboden unseres Hauses und schob die letzten Kisten mit den Habseligkeiten meiner Oma in eine der staubigen Ecken. Es tat mir in der Seele weh, ihre Sachen auszusortieren. Auch wenn mein Gehirn mir diesen Gedanken hartnäckig verbot, fühlte es sich an, als sei Eliza gestorben. Am Anfang hatte ich mich strikt geweigert, meiner Mutter bei dieser Aufgabe zu helfen. Doch nachdem sie mir erklärt hatte, dass wir Platz für die neuen Möbel brauchten, hatte ich aufgegeben. Wenn Eliza nach Hause kam – und sie würde verdammt noch mal nach Hause kommen – würde sie ein spezielles Bett und Platz für den Rollstuhl brauchen, den wir für ein kleines Vermögen im Sanitätshaus erstanden hatten. Da meine Großmutter in ihrem Schlafzimmer aber ein halbes Museum aufbewahrte, musste ein Großteil dieser Sachen aussortiert werden. Bei dem Gedanken daran, wie sie auf unsere Aktion reagieren würde, schnitt ich eine angewiderte Grimasse.

Meine Mutter strich sich einige verirrte Haarsträhnen aus dem Gesicht und betrachtete unseren Stapel aus Kartons. Mit ihren blonden Locken und der schmalen Figur war sie eine schöne Frau, doch jetzt sah sie nur müde und erschöpft aus. Auch wenn ich längst erwachsen war, spielte meine Mutter immer noch die Löwenmama. Das hatte sie schon getan, solange ich mich erinnern konnte. Sie wollte stark sein, damit ich es nicht sein musste. Sie ließ Eliza und mir Raum für Blöd-

sinn, für unerreichbare Träume und Luftschlösser, und sie war es, die uns zu gegebener Zeit wieder auf den Boden der Tatsachen zurückholte.

»Ich denke, das reicht fürs Erste«, sagte sie mit fester Stimme und stemmte die Hände in die Seiten. »Wenn du magst, kannst du noch einmal ihren Schreibtisch durchsehen, aber sonst sind wir fertig für heute.«

Einen Moment sah ich sie an und suchte nach Worten, doch dann nickte ich nur und machte mich auf den Weg ins Erdgeschoss. Ich hätte ihr gerne gesagt, dass alles wieder gut werden würde, aber leider war ich mir dessen überhaupt nicht sicher. Seit dem Schlaganfall meiner Oma bewegten wir uns in diesem Haus wie Zombies – aßen, schliefen und wechselten lediglich ein paar Worte, wenn wir uns über den Weg liefen. Es war, als wäre mit Elizas vorübergehendem Auszug auch die Farbe aus unserem Leben verschwunden.

Als ich Elizas neues Schlafzimmer betrat, ballten sich meine Hände automatisch zu Fäusten. Vor dem Zusammenbruch unserer heilen Welt hatte sie im Obergeschoss gewohnt, doch nun würde sie in das ehemalige Arbeitszimmer umziehen müssen. Ihr neues Reich war erschreckend kahl: ein Krankenhausbett, ein Schrank, ein höhenverstellbarer Nachttisch und ein Schreibtisch – eines der wenigen Relikte aus ihrem alten Zimmer. Die Wände waren schneeweiß und in Gedanken notierte ich zum hundertsten Mal, dass wir sie streichen müssten, bevor Eliza nach Hause kam. Ihr altes Zimmer war bunt und voll von Krimskrams gewesen. Es würde vermutlich Jahre dauern, das neue in diesen Zustand zu bringen.

Resigniert ließ ich mich auf dem Schreibtischstuhl nieder und zog wahllos eine der Schubladen auf. Ein Stoß von Postkarten, Notizzetteln und alten Fotos kam mir entgegen, den ich mir nicht genauer ansah. Eliza hatte ein aufregendes Leben geführt, was aber nicht bedeutete, dass ich nicht über jedes

ihrer Erlebnisse genauestens informiert war. Manchmal hatte ich das Gefühl, dass ich mindestens die Hälfte meiner Kindheit damit verbracht hatte, mit ihr zusammen in ihren Erinnerungen zu schwelgen.

Ich zog einen Stapel Zeitungen hervor. Ein Briefumschlag fiel heraus und segelte auf den Fußboden. Als ich ihn aufhob und wieder zwischen die Sachen schieben wollte, sah ich das Foto, das darin steckte. Ein Mann in Armeeuniform winkte mir entgegen. Ich kannte ihn von anderen Fotos. Wenn ich mich recht erinnerte, war er Elizas erste große Liebe gewesen, ein in Deutschland stationierter Soldat. Allerdings hatte diese Geschichte kein Happy End gehabt, denn er war zurückberufen worden und kurz nach seiner Rückkehr durch einen Unfall gestorben, bevor meine Großmutter ihm hatte folgen können. Dann hatte sie meinen Opa geheiratet. Insgeheim hatte ich jedoch immer vermutet, dass ihr Herz noch dem Soldaten gehört hatte.

Neben dem Foto befand sich ein kariertes Zettel in dem Umschlag, den ich jetzt neugierig herauszog. Ich faltete ihn auseinander und blickte auf eine Liste mit verschiedenen Aufgaben. In der dichten, verschnörkelten Handschrift meiner Großmutter standen dort dreißig nummerierte Sätze. Nur die obere Hälfte des Papiers war dicht beschrieben, als hätte Eliza mittendrin aufgehört. »Unternimm allein eine Reise«, las ich, dann: »Färbe deine Haare lila«. Einige der Punkte waren durchgestrichen worden. Verwirrt drehte ich das Blatt um, doch die Rückseite war unbeschrieben. Kein Datum, keine Erklärung waren auf dem Papier zu finden. Ich erkannte auf den ersten Blick keinen Zusammenhang zwischen den Punkten, doch dann dämmerte es mir.

Es war eine Bucket List.

Zugegebenermaßen amüsiert schob ich die Liste zurück in den Umschlag, zusammen mit dem Foto des Soldaten. Es

würde Eliza hoffentlich ein Lächeln in das Gesicht zaubern, wenn ich ihr meine Entdeckung zeigte.

Meine Gedanken kehrten zurück ins Hier und Jetzt und einen Moment fragte ich mich, wie es passieren konnte, dass ich jetzt tatsächlich in diesem Hostel in Amerika stand. Ich befand mich auf einer aussichtslosen Mission, doch ich würde alles daransetzen, wenigstens einige Punkte zu erfüllen. So konnte ich Eliza ein paar Erinnerungen verschaffen und dafür sorgen, dass sie mit der Sache abschloss. Denn selbst wenn sich ihr Gesundheitszustand bessern würde, war vollkommen klar, dass sie nie mehr dieselbe sein würde. Ihre Tage als geländesichere Allround-Oma waren definitiv gezählt. Nun war ich an der Reihe, sie mit aufregenden Geschichten zu versorgen.

All diese Gedanken ließen meine Entschlossenheit ein Stück zurückkehren und ich war startklar, um einen der von mir am meisten gefürchteten Punkte in die Tat umzusetzen und meinem verängstigt in der Ecke kauern dem Selbstbewusstsein einen gepfefferten Arschtritt zu verpassen.

Als ich gerade nach meiner Handtasche griff, flog die Zimmertür auf und schlug mit einem Knall gegen die Wand. Eileen stürmte in kurzer Jeans und Tanktop herein und sah sich suchend um, bis sie mich neben dem Tisch entdeckte. Sie wirkte wacher und ein wenig jünger als gestern und ihr Gesicht verzog sich zu einem Lächeln, als sie mich entdeckte.

»Dich habe ich gesucht«, verkündete sie. »Was hältst du davon, wenn wir etwas unternehmen?«

Ich erwiderte leicht verwirrt ihren Blick. »Ehrlich gesagt wollte ich gerade los«, sagte ich langsam. »Ich muss ein paar Dinge erledigen.«

Eileen winkte ab. »Ich meinte heute Abend. Ich bin noch bis morgen früh in der Stadt und habe keine Lust, hier im Zimmer herumzuhängen.«

Unschlüssig trat ich von einem Fuß auf den anderen. »Was hast du denn vor?«

Sie riss den Arm hoch und wedelte mit einem Flyer vor meinem Gesicht herum. Ich griff danach und überflog ihn kurz. Dann sah ich sie an und lachte trocken auf. »Ist nicht dein Ernst. Eine Kostümparty?«

Sie nickte eifrig. »Ich hab mich mit dem Mitarbeiter am Empfang unterhalten. Das machen die jedes Jahr zum Saisonanfang und es soll der Hammer sein!«

»Ich weiß nicht«, sagte ich und musterte den Flyer in meiner Hand, als könnte er mich beißen. Eigentlich hatte ich an meinem zweiten Tag in Amerika nicht wirklich eine Party eingeplant, auf der anderen Seite hatte ich aber auch keinerlei Vorstellung davon, wie ich die nächsten Wochen gestalten würde. Ich befürchtete außerdem, dass Eileen sich als Begleitung jemand Flippigeres als mich vorstellte. »Lass mich darüber nachdenken, okay?«

»Die Party ist in der Bar, die zum Haus gehört. Es wäre also total hirnrissig, wenn du dich ein paar Etagen weiter oben langweilst, während unten die Post abgeht!«, versuchte sie mich zu überzeugen.

»Ich überlege es mir«, versprach ich ihr und lief schnell zur Tür, bevor sie sich noch weitere Argumente ausdenken konnte. Doch anscheinend gab sie sich nicht so schnell geschlagen. Denn anstatt sich höflich zurückzuziehen, griff sie nach dem Jutebeutel, der an einer der Stuhllehnen hing, und folgte mir. »Was hast du vor?«, fragte ich sie misstrauisch.

»Wenn du nichts dagegen hast, komme ich ein Stück mit«, sagte sie lächelnd und blieb neben mir stehen. Sie erinnerte mich an die hartnäckige Stewardess. »Ich muss mir ein Kos-

tüm besorgen und wenn du in die Stadt willst, könnten wir zusammen gehen.«

Stirnrunzelnd hielt ich ihr die Tür auf. Ich konnte mich nicht recht entscheiden, ob ich meine Bettnachbarin witzig oder einfach nur dreist finden sollte. Auf der anderen Seite waren wir beide augenscheinlich allein in einer fremden Stadt und normalerweise wäre ich vermutlich dankbar für ein wenig Gesellschaft gewesen. Allerdings hatte ich für meine Mission in meiner (zugegebenermaßen ziemlich vagen) Planung keine Komplizin vorgesehen. Ich war ein wenig überfordert mit der Situation.

Gemeinsam liefen wir die Treppen hinunter, während sie mir von ihrem gestrigen Abend berichtete, der tatsächlich eher einem Saufgelage als einem Vorstellungsgespräch geglichen hatte.

Als wir in die Lobby kamen, waren die Schüler von gestern nicht zu sehen. Ohne die Gruppe wirkte der Raum um einiges freundlicher, nicht mehr ganz so aufdringlich und schrill. Mein Blick wanderte unwillkürlich zu dem Stuhl hinter dem Empfangstresen und blieb an dem Typen hängen, den ich gestern Abend schon kennengelernt hatte. Er trug wieder ein T-Shirt und dieses Mal nahm ich mir die Zeit, ihn genauer zu betrachten. Das Tattoo, das an seinem Hals zum Vorschein kam, konnte ich nicht genau erkennen. Er war nicht wahn-sinnig muskulös, aber auch nicht schlaksig. Es musste etwas dazwischen sein, von dem ich bisher noch nicht gewusst hatte, dass es sexy sein konnte. Denn selbst wenn ich normalerweise wenig für lange Haare übrig hatte, standen diesem Mann der Haarknoten und sein Dreitagebart erschreckend gut. Im Tageslicht erinnerte er mich an eine Mischung aus dem jungen Brad Pitt und Heath Ledger.

Kein Wunder, dass solche Menschen Deutschland verließen und ins Land der unbegrenzten Möglichkeiten auswanderten. Es war eine Schande.

Ich bemerkte den Blick, den mir Eileen von der Seite zuwarf, und erst jetzt wurde mir klar, dass der Kerl, den ich anstarrte, mich mit einem amüsierten Lächeln musterte.

Gott, wie peinlich! Ich senkte hastig den Blick und murmelte eine undeutliche Begrüßung, was Eileen neben mir zum Kichern brachte. Ich rammte ihr den Ellbogen in die Seite.

»Hey, Jesse!«, trällerte sie fröhlich.

Der Typ, der anscheinend Jesse hieß, grinste uns beide an. »Wollt ihr euch die Stadt angucken?«

»Warum, willst du uns begleiten?«

Ich schaute Eileen entgeistert an, die mich jedoch vollkommen ignorierte. Vielleicht war sie ja tatsächlich ein wenig verrückt.

Jesse räusperte sich. »Grundsätzlich natürlich sehr gerne, aber wie ihr sehen könnt, muss ich arbeiten.«

Eileen zog einen Flunsch und ich konnte mich einen Moment lang nicht entscheiden, ob ich sie ohrfeigen oder ihr zu ihrem Selbstbewusstsein gratulieren sollte.

»Okay«, ergriff ich schnell das Wort. »Viel Spaß noch!«

»Werde ich haben«, meinte er und zwinkerte mir zu.

Hastig griff ich nach Eileens Ellbogen und zog sie durch die Eingangstür, denn sie machte den Anschein, als wollte sie noch etwas hinzufügen.

Kaum standen wir auf dem belebten Gehweg der Second Avenue, hatte ich Jesse und Eileen vergessen. Es war eine überfüllte, breite Straße, die sofort Bilder à la Sex and the City in meinem Kopf heraufbeschwor. Zum ersten Mal seitdem ich einen Fuß in dieses Land gesetzt hatte, keimte so etwas wie Vorfreude in mir auf. Ich war tatsächlich in den USA! Ich war in dem Land, von dem Millionen junger Leute weltweit träum-

ten, und ich hatte keinerlei Verpflichtungen, bis auf eine abgedrehte To-do-Liste meiner Großmutter.

Eileen trat neben mich und atmete tief durch, als stünden wir mitten auf einer Kuhweide. Sie drehte sich zu mir und deutete über die Schulter nach hinten. »Die Straße runter ist ein Target, da wollte ich nach einem Kostüm gucken.«

Ich warf einen Blick nach links und rechts. Ich kannte mich in Seattle kein bisschen aus, abgesehen von den Recherchen, die ich zu Hause im Internet angestellt hatte. Das Einzige, was ich in dieser Stadt zu erledigen hatte, war, die Space Needle zu besichtigen, doch das konnte auch bis morgen warten. Um genau zu sein, hatte Eliza damals die Weltausstellung besuchen wollen, die in den Sechzigern in Seattle veranstaltet worden war. Dafür kam ich leider ein wenig zu spät. Da der Turm jedoch ein Teil der Ausstellung gewesen war, hoffte ich, Eliza würde mir diese kleine Abweichung von ihrem Plan verzeihen.

»Klar, ich komme mit«, sagte ich zu Eileen und ließ zu, dass sie sich bei mir unterhakte. »Ich brauche Haarfarbe, gibt es die dort?«

Sie lachte, als hätte ich den Witz des Jahrhunderts gerissen. »Bei Target gibt es alles!«, klärte sie mich auf. »Ich warte jeden Tag darauf, dass die Tigerbabys ins Schaufenster setzen.«

»Gut zu wissen.«

»Man merkt, dass du keine Amerikanerin bist. Woher kommst du?«

»Hannover«, antwortete ich reflexartig. Als ich ihren fragenden Blick bemerkte, fügte ich hinzu: »Deutschland.«

»Ah, ihr seid die mit Hitler, richtig?«

Ich lachte. »Äh, ja, genau. Allerdings ist der schon eine Weile tot.«

Sie runzelte die Stirn, während ich einem Fahrradkurier auswich, der es eindeutig auf mich abgesehen hatte. »Bist du dir da sicher?«

»Ziemlich.«, versicherte ich ihr grinsend.

»Du hast überhaupt keinen Akzent.«

Nur mit Mühe konnte ich ein Stöhnen unterdrücken. Wie es aussah, würde ich die Sache mit meiner Großmutter noch einige Male erklären müssen. »Meine Oma hat einen Amerikafimmel. Wir müssen amerikanische Filme immer im Original gucken.«

»Aha. Fernsehen bildet also doch.«

Wir bogen um eine Straßenecke und sie deutete auf ein Gebäude, an dessen Front in großen, roten Lettern der Name des Kaufhauses angebracht war. Genau das war anscheinend das passende Attribut für dieses Land: groß. Allein der Parkplatz neben dem Gebäude nahm wahrscheinlich mehr Platz ein als meine gesamte Uni. Menschen strömten durch die drei Eingangstüren und wuselten zwischen den parkenden Autos umher, sodass ich das Gefühl hatte, inmitten eines Straßenfestes zu stehen.

»Wow«, sagte ich.

Eileen lachte und zog mich weiter. Sobald wir den Laden – ach was, den Hangar – betreten hatten, fiel mir die Kinnlade herunter: Das hier erinnerte mehr an eine Bahnhofshalle als an ein Geschäft. Bisher hatte ich immer in dem Glauben gelebt, dass Hannover sich durchaus eine Großstadt nennen durfte, doch schon im Vergleich zu diesem Einkaufsparadies war meine Heimatstadt ein Dorf.

»Okay, erst die Farbe oder erst die Kostüme?«

Ich wollte sie gerne korrigieren, denn ich hatte ganz sicher nicht vor, mir ein Kostüm zu kaufen, doch ich verschob diese Diskussion auf später. Stattdessen bog ich nach rechts ab, in die Richtung, in der laut den Wegweisern – ja, Wegweiser, es

hätte mich nicht gewundert, wenn auch noch die Ankunft des nächsten Shuttlebusses ausgerufen werden würde! – die Kosmetikabteilung lag.

Als wir vor einer riesigen Auswahl an Haarpflegeprodukten standen, war ich ein wenig überfordert. Ich zwang mein Gehirn, nicht allzu sehr darüber nachzudenken, was genau ich vorhatte, denn dann würde ich mit Sicherheit einen Rückzieher machen. Ich griff nach einer vertrauenserweckend aussehenden Verpackung und musterte die Frau mit den weinroten Haaren, die mich auf der Vorderseite anstrahlte.

»Rot?«, fragte Eileen stirnrunzelnd und nahm mir die Farbe aus der Hand.

»Nein, eigentlich lila«, seufzte ich und griff nach einem neuen Artikel, dieses Mal war das Model blauhaarig.

»Ist das dein Ernst? Du willst dir die Haare lila färben?«

Ihr entgeisterter Tonfall entlockte mir ein trockenes Lachen. »Nicht wirklich. Ist eine lange Geschichte.« Als ich ihren fragenden Blick sah, wurde mir klar, dass sie nicht lockerlassen würde, und ich ergab mich meinem Schicksal. »Meine Oma hatte vor ein paar Wochen einen Schlaganfall und hat mich gebeten, einige Dinge von einer Liste zu tun, die sie selbst jetzt nicht mehr machen kann.«

Ihr Stirnrunzeln verstärkte sich. »Deine Oma hat dich gebeten, dir die Haare lila zu färben?«

Ich lachte erneut, weil es sich aus ihrem Mund tatsächlich noch lächerlicher anhörte, als es ohnehin schon war.

»So in etwa«, sagte ich. »Sie hat es wohl irgendwann mal selber machen wollen, aber jetzt, na ja, du weißt schon.«

Sie musterte mich ein paar Sekunden, dann wandte sie sich wieder der Auslage zu. »Na, wenn das so ist, hauen wir deine Grandma mal vom Hocker!«

Auch wenn ich ihre Begeisterung nicht ganz teilen konnte, stimmte ich ihr zu. Im Grunde war es genau das, was ich woll-

te: Eliza überraschen. Sie davon überzeugen, dass ich mein Leben nicht an mir vorüberziehen ließ, nur weil sie nicht mehr in der Lage war, ihres zu genießen.

Eileen griff nach einer Packung und hielt sie mir unter die Nase. »Das ist lila!«

O ja! Das war lila! Mein Herz machte einen unangenehmen Hüpf, als ich die Packung entgegennahm. Die Haare des Models glänzten in einem hellen Violett, ähnlich wie Veilchen. Ich versuchte, mir lieber nicht vorzustellen, wie ich am Ende des Tages aussehen würde.

Jetzt, da ich gefunden hatte, was ich brauchte, griff Eileen nach meiner Hand und zog mich zielstrebig zu der ... ja, was eigentlich? In den deckenhohen Regalen und auf den Ständern stapelte sich alles Erdenkliche, angefangen mit Pappgeschirr und Partyhütchen über Einweggrills, Bierfässer, Campingausrüstung, Luftschlangen, Schwimmtieren und Sonnenschirmen bis hin zu Perücken, Karnevalsschminke und schließlich Kostümen. Vielleicht war in Seattle gerade verfrühte Karnevalssaison, anders konnte ich mir diese Massen an Verkleidungen wirklich nicht erklären.

Eileen quietschte begeistert, rannte zu einem Kleidungsständer und begann, die Kostüme durchzuschauen. Ich schlurfte ihr hinterher. Ich hatte wirklich keine Lust, mich zu verkleiden, ganz davon abgesehen, dass ich nicht bereit war, einen Teil meines Geldes für derlei Kram zu verpulvern. Doch auf der anderen Seite hatte sie durchaus recht mit ihrem Argument, dass es ziemlich dumm sein würde, allein in unserem Zimmer zu hocken, während unten eine Party gefeiert wurde. Eliza hätte das niemals getan.

Ich trat neben Eileen und zog wahllos eines der Preisschilder heraus. »Sieben Dollar?«, las ich fassungslos. Das waren nur etwas mehr als sechs Euro!

Sie warf mir einen kurzen Blick zu. »Keine Sorge, da drüben gibt es auch günstigere.«

»Soll das ein Witz sein? Zu Hause bezahlt man locker das Dreifache!«

»Echt?« Sie lachte. »Und dabei seid ihr doch so geizig.«

Ich blickte sie finster an. »Jetzt reicht es aber mit den Vorurteilen.«

Schwungvoll zog sie eines der Kostüme vom Ständer und hielt es fragend in die Höhe.

»O Gott, bloß nicht!«, rief ich lachend und musterte das sexy Nonnenkostüm. »Und das im pruden Amerika!«

»Touché!«, sagte sie grinsend und fuhr mit ihrer Suche fort. »Aber das!«

Ich betrachtete das Teufelinnen-Outfit. Es war nicht ganz so freizügig wie das vorherige, für meinen Geschmack aber viel zu kunstlederlastig. »Besser als die Nonne.«

»Alles klar, gekauft!« Sie sah mich auffordernd an. »Jetzt bist du dran.«

Ich hob halbherzig die Hände. »Ich habe wirklich keine Lust, mich zu verkleiden.«

»Du kannst nicht ohne Kostüm auf eine Kostümparty gehen!«, sagte sie streng und reichte mir ihren Kleiderbügel, um sich auf die Suche nach einer Verkleidung für mich zu machen. »Das wäre peinlich für uns beide.«

Ich verschränkte die Arme vor der Brust. »Ich habe noch nicht gesagt, dass ich mitkomme.«

Sie beachtete mich gar nicht, sondern lachte laut auf und zog das nächste Kostüm heraus. Es war ein Engelskostüm, das perfekte Gegenstück zu ihrem Teufelsdress.

»Ernsthaft?«, fragte ich und zupfte mit spitzen Fingern an den Rüschen am Ausschnitt herum. »Ein Partnerkostüm?«

Über ihr Gesicht huschte ein erschrockener Ausdruck. »Meinst du, man könnte uns für Lesben halten?«

Ich stöhnte und griff nach dem Kostüm. Ich hielt es mir vor die Brust, doch auch das machte es nicht viel besser. Das Kleid reichte mir kaum bis zur Mitte der Oberschenkel. »Engel haben keine lila Haare!«

»Dieser schon«, meinte sie zwinkernd, bückte sich zu einem der unteren Regalfächer und zog eine Netzstrumpfhose und eine schwarze Spitzenkorsage heraus. »Wenn du das hier drunter ziehst, bist du ein unartiger Engel.«

»Auf keinen Fall!«, rief ich und hob abwehrend die Hände, als wollte ich einen Bus anhalten. »Ich ziehe mich nicht an wie eine Nutte, nur um mit Leuten zu feiern, die ich wahrscheinlich nie im Leben wiedersehen werde!«

Sie lachte. »Pass auf, dass du nicht aus Versehen Spaß hast. Deine Oma wäre empört.«

»Na gut«, seufzte ich, in der sicheren Annahme, sie damit von Eliza ablenken zu können. »Ich ziehe den Fummel an, aber nur, wenn ich allen erzählen darf, dass ich eine Perücke trage.«

Wie erwartet klatschte sie begeistert in die Hände. »Abgemacht! Du wirst umwerfend aussehen.«

Wir gingen zur Kasse und bezahlten unsere Einkäufe. Ich war ein bisschen geplättet von den geringen Preisen – Amerika schien sich auf einmal positiv auf mein Reisebudget auszuwirken. Auf dem Weg zurück zum Hostel bestand ich darauf, an einem Starbucks haltzumachen und fühlte mich wahnsinnig cool, als ich anschließend mit einem echt amerikanischen Pappbecher in der Hand durch die belebten Straßen von Seattle schlenderte. Bei all der Schwarzmalerei musste ich doch zugeben, dass diese Reise um einiges besser war, als zu Hause zu sitzen und mich um meine Zukunft zu sorgen.

Als wir das Hostel erreichten, verkündete Eileen, dass sie zum Strand gehen und ihrer Haut die nötige Bräune verleihen wollte. Sie quengelte ein bisschen, als ich nicht mitkommen

wollte, doch ich musste mich vor dem Abend noch um meine verdammten Haare kümmern.

Wenig später stand ich vor unserem Waschbecken und starrte mein Spiegelbild an. Mit jeder Minute sank meine Stimmung weiter ins Bodenlose. Die Paste auf meinem Kopf begann allmählich zu prickeln und ehrlich gesagt rechnete ich jeden Moment damit, dass meine Haare einfach ausfallen würden. Die Farbe leuchtete inzwischen in einer Mischung aus Violett und Pink. Ich sah lächerlich aus!

Stöhnend griff ich nach der Packung des Haarfärbemittels und pfefferte es zusammen mit der bescheuerten Liste meiner Oma in den Müll. Ein paar Sekunden musterte ich das traurig zerknitterte Papier, dann seufzte ich übertrieben laut und holte es wieder heraus. Das brachte ich dann doch nicht übers Herz.

Mit einem letzten finsternen Blick in den Spiegel packte ich meine Kulturtasche und machte mich auf den Weg zu den Gemeinschaftsduschen. Ich schlüpfte aus meinem Bademantel, drehte das Wasser der Dusche auf und stellte mich so schnell wie möglich unter den heißen Strahl. Es dauerte ein paar Sekunden, dann lief die lilafarbene Suppe an meinem Körper herunter und gurgelte in dem Abfluss. Was hatte ich mir nur bei dieser Schwachsinnaktion gedacht?

Mein Kopf sank auf die Brust und ich ließ das heiße Wasser über meinen Nacken laufen, bis sich meine Muskeln nach und nach entspannten. Der Stress der letzten Wochen – Elizas Schlaganfall, meine Abschlussprüfungen, der Flug und die kurze Nacht gestern – schien sich in meinem Körper festgebissen zu haben. Vor drei Wochen hatte ich die letzte Klausur des Semesters und damit auch die letzte Prüfung meines Studiums hinter mich gebracht. Ich war stolz auf mich, natürlich, doch ich konnte auch nicht behaupten, dass mir die nächsten Monate keine Angst einjagten. Die letzten dreieinhalb Jahre

war ich voll und ganz in meinem Journalistikstudium aufgegangen und jetzt, da man uns auf die Straße und ins richtige Leben geschubst hatte, war ich zugegebenermaßen ein wenig orientierungslos.

Und mit violetten Haaren würden meine Chancen im Berufsleben vermutlich nicht gerade steigen.

Kaum hatte sich dieser Gedanke in meinem Kopf eingemischt, war es mit meiner anfänglichen Entspannung auch schon wieder vorbei. Ich drehte das Wasser ab, riss den Duschvorhang beiseite und griff nach dem Handtuch. Als ich tropfend auf den Badezimmerfliesen stand, atmete ich ein paarmal tief durch, bevor ich mich umdrehte und mich erneut meinem Spiegelbild widmete.

»Scheiß die Wand an!«

Ich schlug mir die Hände vors Gesicht und spähte vorsichtig zwischen den Fingern hindurch. Aber es hatte sich nichts verändert – meine schulterlangen Haare waren nicht länger blond, sondern umrahmten mein Gesicht in dunklen, violett schimmernden Strähnen. Allein das reichte schon, um mein Herz gehörig in Aufregung zu versetzen. Doch wenn ich daran dachte, dass die Farbe in trockenem Zustand vermutlich noch intensiver sein würde, stand ich kurz vor einem hysterischen Anfall.

Was hatte ich erwartet? Dass es den Gesundheitszustand meiner Großmutter verbessern würde, wenn ich ihren lächerlichen Wunsch erfüllte? Dass sie aus diesem verdammten Bett steigen und einen Steptanz hinlegen würde, bloß weil ich den absurden Anweisungen einer Liste Folge leistete?

Ich war wütend auf mich selbst und erschöpft von meinen ständigen Stimmungsschwankungen. So allmählich bekam ich das Gefühl, mich endlich entscheiden zu müssen – entweder ich brach meine Reise ab und flog bei der nächsten Gelegenheit zurück nach Deutschland oder ich machte mir

Feuer unterm Hintern und zog die Sache hier durch. Aber diese ständige Jammerei würde mich nicht weiterbringen.

Ich schlang mir das Handtuch um den Kopf und schlüpfte in den Bademantel. In meinen Badelatschen lief ich über den Flur zurück und betete, unterwegs niemandem zu begegnen, doch so viel Glück hatte ich natürlich nicht. Als ich nur noch ein paar Meter von meiner Zimmertür entfernt war, bog Jesse um die hintere Ecke des Flurs, auf seinen Armen türmte sich ein Haufen Bettlaken.

War er denn der einzige Angestellte in diesem Schuppen?

»Ähm, hey«, sagte ich und lief eilig zu meinem Zimmer.

»Sehen wir uns heute Abend?«

Wollte er jetzt Small Talk halten? Ich stand lediglich mit meinem Bademantel bekleidet hier im Flur herum und er lehnte so lässig mit seinen Bettlaken an der Wand, als hätten wir uns auf einen Kaffee verabredet.

»Ja, ich denke, ich werde kommen«, sagte ich leise und schloss demonstrativ die Tür auf.

Er lachte laut auf und ich bekam das Gefühl, irgendeinen Witz verpasst zu haben. »Super, dann sehen wir uns. Ich bin heute Abend der Barkeeper.«

Ich hielt in meiner Bewegung inne und zog die Augenbrauen hoch. »Schmeißt du den Laden eigentlich alleine?«

Wieder vernahm ich ein Glucksen in seiner Kehle, auch wenn meine Frage absolut ernst gemeint war. »Ich wohne kostenlos im Hostel, solange ich hier arbeite. Ich denke, sie nutzen mich einfach nur aus.«

Unwillkürlich stimmte ich in sein Lachen ein. »Ja, das könnte sein.«

Er straffte die Schultern und winkte vage mit dem Stapel Bettlaken. »Also dann, ich mach mich mal wieder auf den Weg, bevor sie mich rausschmeißen. Bis später.«

Gerade als ich mich umdrehen wollte, bemerkte ich es: Beim Vorbeigehen blieb Jesses Blick eine Spur zu lange am Ausschnitt meines Bademantels hängen. Ha! Er war also doch nicht der Nice Guy, den er hier vorspielte.

Vor mich hin grinsend betrat ich endlich mein Zimmer und warf den Kulturbeutel auf mein Bett.

»Und? Und? Und?«

Mir entfuhr ein spitzer Schrei und ich wirbelte herum, um Eileen auf einem der Metallstühle sitzen zu sehen. Ich presste mir die Hand auf die Brust. »Scheiße, ich dachte, du wärst noch unterwegs!«

Sie verschränkte die Arme vor der Brust und musterte mich streng. »Wir haben noch genau zwei Stunden, bevor die Party losgeht, also drei Stunden, bis wir da sein müssen.«

Ich verdrehte die Augen. »Sollte reichen.«

»Jetzt zeig schon her!«, drängte sie und deutete auf das Handtuch auf meinem Kopf.

Mit zusammengebissenen Zähnen zog ich es herunter und schüttelte den Kopf, sodass mir die nassen Haare auf die Schulter fielen.

»Sieht gar nicht so furchtbar aus.«

»Sie sind auch noch nicht trocken«, grummelte ich und griff nach dem Föhn neben unserem Waschbecken. Ich fühlte mich ein wenig wie ein Schwein auf seinem Weg zur Schlachtbank.

Fünf Minuten später musste ich einsehen, dass nun wirklich jegliche Feuchtigkeit aus meinen Haaren verschwunden war – ich musste mich endlich der bitteren Wahrheit stellen. Während ich den Stecker aus der Dose zog, warf ich einen Blick zu Eileen, die jedoch ein perfektes Pokerface aufgesetzt hatte.

Mit einem tiefen Atemzug stellte ich mich vor das Waschbecken und betrachtete mein Spiegelbild. Da war ich. Mit lila Haaren.

»Ich sehe aus wie Tonks!«

Eileen stand auf und stellte sich neben mich. »Wie wer?«
»Nymphadora Tonks!«, sagte ich vorwurfsvoll. »Harry Potter?«

»Ah«, machte sie und zupfte feixend an meinen Haaren herum. »Die ist heiß!«

Stöhnend vergrub ich das Gesicht in den Händen. »Die kann ihre Haarfarbe aber einfach wieder ändern, wenn sie ihr nicht passt.«

»Ach, komm schon. Es sieht doch ganz cool aus.«

Ich warf ihr einen finsternen Blick zu, auch wenn der verwegene Teil in mir ihr insgeheim recht gab. Zumindest teilweise. Es sah tatsächlich nicht ganz so furchtbar aus, wie ich es erwartet hatte. Aber im Moment befanden wir uns auch in Amerika. Im Land der Träume und der grenzenlosen Möglichkeiten. Da würde ein Mädchen mit bunten Haaren hoffentlich nicht weiter auffallen.

Erneut riskierte ich einen Blick in den Spiegel. Ich musste zugeben, dass diese Farbe meine blauen Augen auf erstaunliche Weise zum Leuchten brachte. Unschlüssig nahm ich ein paar Strähnen und hielt sie gegen das Licht, ließ sie aber schnell wieder fallen, als ich sah, dass sie in dem Sonnenlicht einen Rosastich bekamen.

»Na gut, ich kann es ohnehin nicht mehr ändern«, stöhnte ich und lief zu meinem Rucksack, um die Kamera herauszuholen.

»Richtige Einstellung!«, rief Eileen, kam zu mir herüber und schnitt eine Grimasse, während ich auf den Auslöser drückte.

KAPITEL 3 – KÜSSE EINEN MATROSEN



Zwei Stunden später trug ich tatsächlich ein Engelskostüm, die schwarze Korsage und eine Netzstrumpfhose zu Overknee-Stiefeln, die Eileen mir freundlicherweise geliehen hatte. Dazu ein dramatisches Augen-Make-up in Violett-Tönen. Ich persönlich fand, dass ich eher wie eine Nutte als wie ein Engel aussah und war mir auch ziemlich sicher, dass ich ohne die Flügel nicht als solcher zu erkennen gewesen wäre. Das Kostüm war fast eine Nummer zu klein, daher musste ich quasi die Luft anhalten, um nicht das Kostüm zu sprengen. Auch wenn ich mich nicht gerade als füllig bezeichnen würde, hatte ich durchaus Kurven, die in diesem Kleid untergebracht werden wollten.

Gemeinsam liefen wir die Treppen herunter und hinaus auf den Bürgersteig. Die Eingangstür der Bar, die zu dem Hostel gehörte, befand sich gleich nebenan, was bedeutete, dass ich in diesem Aufzug Gott sei Dank nicht durch die ganze Stadt laufen musste. Es dämmerte bereits – laut Eileen war eine angemessene Verspätung unerlässlich – aber die Luft war warm und auf den Straßen in Seattle war immer noch die Hölle los.

»Wenn du mich heute Abend allein lässt, bringe ich dich um«, zischte ich Eileen zu, während wir uns durch die Leute unseren Weg zum Eingang bahnten.

Sie lachte und griff nach meiner Hand, damit wir uns nicht verloren. »Ich werde dich heute Abend abfüllen und gebührend unseren Abschied feiern, Süße!«

Sie tat, als würden wir hier das Ende einer langjährigen Freundschaft zelebrieren. Ich musste allerdings anerkennen, dass ich ohne sie vermutlich gar nicht mehr in Amerika gewesen wäre. Oder zumindest schon halb auf dem Weg nach Hause. Die Begeisterung in Eileens Stimme färbte auf mich ab und die Tatsache, dass niemand sich um meine Haare scherte, hob meine Stimmung zusätzlich. Verdammt, ich war in Amerika und hatte gerade mein Studium beendet! Die Abschlussarbeiten lagen hinter mir. Das war vermutlich wirklich ein Grund zum Feiern.

Das Pete's, wie die Bar offensichtlich hieß, war klein und roch nach Schnaps. Meiner Meinung nach hatte es seine besten Tage bereits vor Jahren hinter sich gelassen. Es gab einen langen Tresen, hinter dem sich dutzende Schnapsflaschen türmten und Barhocker, die mit abgewetztem rotem Leder bezogen waren, genau wie die Sitzbänke an den Tischen. Die ›Tanzfläche‹ war höchstens fünf Quadratmeter groß, was die Anwesenden jedoch nicht daran hinderte, ihre schwitzenden Körper aneinander zu reiben. Die Wand zu unserer Rechten war über und über mit Fähnchen und Plakaten der Seattle Seahawks bepflanzt. Hier hatte es jemand mit seiner Begeisterung für Football eindeutig übertrieben.

Sobald wir uns einen Überblick verschafft hatten, zog Eileen mich an der Hand zur Theke und drängelte sich einfach zwischen den Wartenden hindurch zur Bar. Ich warf den Umstehenden einen entschuldigenden Blick zu, denn mit meinen ausladenden Flügeln schlug ich eine beeindruckende Schneise in die Menge.

Hinter der Bar standen zwei Typen, die alle Hände voll zu tun hatten, um die Leute zu bedienen. Zu meiner Überraschung trugen sie beide identische Matrosenkostüme, die aber lediglich die pikantesten Stellen verdeckten. Über ihren nackten Oberkörpern saßen knappe, weiße Westen, die Beine

steckten in hellen, kurzen Hosen und um den Hals hatten sie jeder ein blaues Tuch mit Ankern drauf gebunden. Sie hätten durchaus heiß aussehen können, wenn sie nicht jeweils ein lächerliches Hütchen getragen hätten, womit sie wirkten wie Schuljungen in einem – etwas zu klein geratenem – Sonntagsoutfit. Einen der Kerle erkannte ich als Jesse, er hatte jedoch zu viel zu tun, um uns zu bemerken.

Eileen drehte sich zu mir um und deutete mit wackelnden Augenbrauen auf die Barkeeper. »Wenn wir heute keinen abschleppen, gibt es keine Hoffnung mehr für uns!«, schrie sie mir aufgeregt entgegen.

Ich streckte in gespielter Begeisterung einen Daumen nach oben. Ehrlich gesagt zweifelte ich nicht daran, dass sie einen willigen Übernachtungsgast aufreißen könnte, falls sie es darauf anlegte. Was mir in Anbetracht unserer Wohnsituation ein wenig Sorgen machte. Mit ihrer zierlichen Gestalt und den endlos langen Beinen war sie prinzipiell schon mal ein Hingucker und in diesem Kostüm würde sie früher oder später wohl Nummern verteilen müssen.

Sie bestellte zwei Caipirinhas, den einzigen Cocktail auf der Karte, und zusammen schlängelten wir uns zurück zu einem freien Stehtisch. Dort blieben wir nicht lang allein und Eileen suchte unter den Neuankömmlingen nach geeignetem Abschleppmaterial – zum Glück vergeblich. Je mehr Leute sich um unseren Tisch drängten, desto höher wurde der Alkoholpegel. Unaufgefordert schien jeder, der sich dazugesellte, als Einstand eine Runde Schnaps mitzubringen. Und der Eimer Caipirinha, der vor uns stand – ja, mittlerweile wurden Eimer ausgeschenkt – war auch nicht gerade hilfreich. Eileen musste schon einige Tage länger als ich im Hostel wohnen, denn einige der Neuankömmlinge begrüßten sie mit Namen und Handschlag. Ich lächelte und schüttelte Hände, wenn sich jemand vorstellte.

Was sollte ich auch anderes machen? In zwei Tagen würde ich diese Stadt verlassen, es hatte also wenig Sinn, sich mit jemandem anzufreunden. Eliza würde vermutlich genervt die Augen verdrehen, wenn sie das hören könnte. Sie war ein Mensch, der immer und überall Anhänger um sich scharte. Wenn ich früher mit ihr durch Hannovers Innenstadt gelaufen war, konnten wir kaum einen Meter gehen, ohne dass sie stehen blieb und sich mit jemandem unterhielt. Während meines Studiums hatte ich zwar nicht mehr zu Hause gewohnt, trotzdem hatte sie keine Gelegenheit ausgelassen, mich wegen meines kaum vorhandenen Soziallebens zu nerven. Es war nicht so, dass ich keine Freunde gehabt hätte. Ich hatte sogar die ein oder andere Beziehung geführt, auch wenn keiner der Kandidaten einen nennenswerten Platz in meinem Leben eingenommen hatte. Es war einfach so, dass das Studium auf meiner Prioritätenliste ganz oben gestanden hatte und ich eine jener Studentinnen gewesen war, die ihre Wochenenden auch mal in der Bibliothek oder zu Hause vor dem Computer verbrachten. Doch natürlich hatte das überhaupt nicht mit Elizas Vorstellung eines wilden Studentenlebens übereingestimmt. Was sie mir bei jeder sich bietenden Gelegenheit auf die Nase gebunden hatte. Selbst im Krankenhaus, als es eigentlich um sie hätte gehen sollen, war sie nicht müde geworden, sich über mein Leben Gedanken zu machen.

Vielleicht lag es an dem Alkohol, der inzwischen längst in meinem Blut angekommen war, doch meine Gedanken wanderten wie automatisch zu dem Tag, als Eliza mir dieses Theater hier eingebracht hatte.

Mehr unter forever.ullstein.de